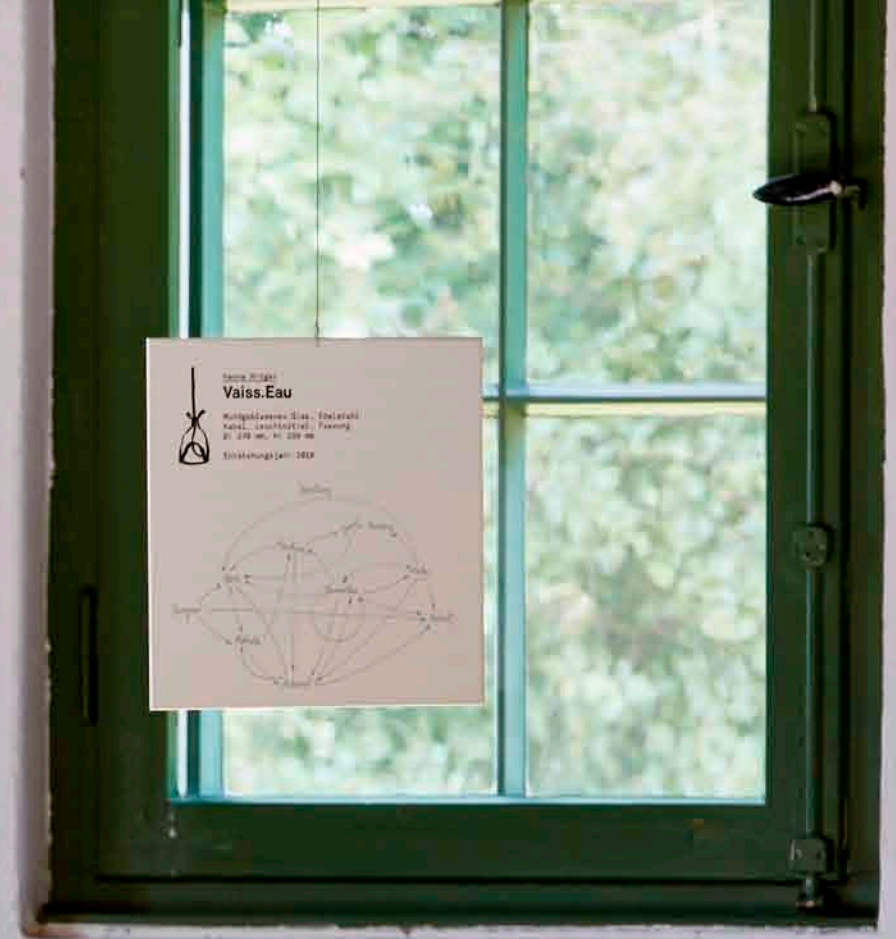
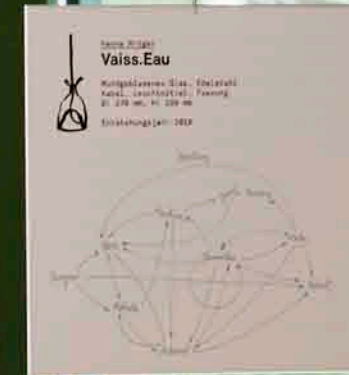




Edit

Gernheim



Glasprojekte der
Kunsthochschule Kassel

28. Juni –
11. Oktober
2015

Natascha Burk, Saskia Drebes, Cosima Geyer, Rosa Heinz
Monja Hirscher, Verena Hutter, Hanna Krüger, Jessica Kuttner
Natalie Löwen, Tim Mackerodt, Chuana Mahlendorf
Felix Phumdorkmai, Valeria Santagati-Juraschek, Oliver Schaub
Simon Scherer, Lea Schücking, Sophie Charlott Stein
Robin Stumvoll, Xiaoyue Su, Lisa Wübbeler, Lion Wolff
Maurice Zacher, Darius Zalzadeh

GRUßWORT

Eine der Hauptaufgaben des LWL-Industriemuseums ist der Erhalt authentischer industrieller Produktionsstätten. Dies bedeutet auch eine möglichst realitätsnahe Demonstration historischer und gegenwärtiger Arbeitsprozesse. Im LWL-Industriemuseum Glashütte Gernheim ist unter diesem Vorzeichen ein eigenes Glasstudio eingerichtet worden, das nicht nur traditionelle Techniken des Glasmachens zeigt, sondern gleichermaßen mit Künstlern und Glastechnikern kooperiert.

In den vergangenen Jahren wurde dieses handwerkliche Potenzial der Hütte zunehmend von Hochschulen genutzt. Unter ihnen sind die »Glasprojekte« der Kunsthochschule Kassel ein herausragendes Beispiel für den Gewinn, den beide Seiten, Studierende und Glashütte, aus einer solchen Kooperation ziehen: Studierende des Designs erhielten die Möglichkeit, in der Glashütte Gernheim zu arbeiten, um eigene Entwürfe zu entwickeln und von Glasmachern und Graveur umsetzen zu lassen. Die angehenden Designer erlebten dabei nicht nur den schwierigen Umgang mit dem glühend heißen, extrem schwer zu verarbeitenden Material Glas, sondern auch die schweißtreibende Arbeitssituation am Glasofen.

Die Erfahrungen, die diese jungen Menschen vor Ort sammelten, gingen weit über das hinaus, was ein Museum gemeinhin vermittelt: Die Studierenden lernten in der Praxis einer Manufaktur, Experten standen ihnen während der Entwurfsphasen zur Seite. Letztere unterstützten mit großer Offenheit die Entwicklung der ungewöhnlichen Glasobjekte, zu deren Anfertigung es oft neuer technischer Lösungen bedurfte. Das Museum als Werkstatt wurde hier im besten Sinne ein äußerst lebendiger Lernort einer ambitionierten gestalterischen Ausbildung.

Wir freuen uns sehr, durch den Betrieb des LWL-Industriemuseums mit seiner Glashütte Gernheim dazu beizutragen, Raum zur Entfaltung solch kreativer Talente zu bieten. Ausdrücklich danken wir deshalb allen Kooperationspartnern der „Edition Gernheim“: Prof. Jakob Gebert mit seinen Studierenden dreier Semester (Kunsthochschule Kassel), Korbinian Stöckle, Heikko Schulze Höing und Torsten Röttsch (Glasturm GbR) sowie der Museumsleiterin Dr. Katrin Holthaus. Der LWL wird auch künftig Projekte wie dieses gern unterstützen.

Dr. Barbara Rüschoff-Thale, Kulturdezernentin des Landesverbandes Westfalen-Lippe
Matthias Löb, Direktor des Landesverbandes Westfalen-Lippe



*1987 in Kassel, lebt und arbeitet in Kassel

Oi!

Mundgeblasenes Glas

Transparent 01

270 mm x 130 mm

Transparent 02

130 mm x 130 mm

Gelb 03

270 mm x 130 mm

Blau 04

230 mm x 130 mm / 50 mm x 130 mm

Grau 05

210 mm x 130 mm / 100 mm x 130 mm

Rot 06

160 mm x 130 mm / 220 mm x 130 mm

Entstehungsjahr 2011

Der Ausgangskörper Ihrer Produktserie »Oi!« ist durch einen Glastropfen und den Siegelstempel vor dem Trennen hermetisch abgeriegelt. Wie kam es zu dem Konzept, einen Körper zunächst vollständig zu verschließen, um ihn durch das Öffnen in zwei neue Dinge zu transformieren?

Die Idee einer undurchdringlichen Kapsel hat mich fasziniert. Glas ist geruchs- und geschmacklos, weitestgehend UV-undurchlässig und dicht gegenüber Gasen, also auch Luft. Die Produktserie basiert auf der immer gleichen Mutterform, die am Ende der Herstellung mit einem Tropfen Glas und einem Siegelstempel verschlossen wird. So geschieht eine völlige Trennung von Innen und Außen. Zugleich ist der Körper aber transparent; wir können den Raum darin sehen, ihn aber nicht erreichen. Das Objekt konserviert seinen Inhalt für die Ewigkeit, wird es nicht durch einen Schnitt transformiert. Durch die Trennung bekommt der uniforme Körper eine Aufgabe. Er gibt also seine Urgestalt auf und wird zu einem funktionalen Paar.

Sie belassen die Schnittkanten Ihrer Gefäße seidenmatt – dadurch, dass sie nicht poliert werden, bleibt der Prozess des Schnittes sichtbar. Warum legen Sie Wert auf diese Sichtbarkeit?

Normalerweise bedeutet eine Schnittkante, dass überschüssiges Material entfernt wurde und durch anschließendes Polieren nehmen wir diese Trennstelle nicht mehr wahr. Hier soll aber der vorherige Lebenszyklus und die Zusammengehörigkeit mit dem Gegenstück betont werden. Außerdem ist uns dieses »raue« Glas fremd, da es eigentlich nur im Labor vorkommt und nicht in unserem Alltag.



»Durch die Trennung bekommt der uniforme Körper eine Aufgabe. Er gibt also seine Urgestalt auf und wird zu einem funktionalen Paar«



Haben Sie dieses Vorgehen – eine Eigenschaft, die aus einem Anwendungsbereich bekannt ist, auf einen anderen Anwendungsbereich zu übertragen – bereits für andere Arbeiten genutzt? Oder entstand es mit der Auseinandersetzung mit dem Glas?

Dieses assoziative Detail wird im besten Falle nur eine abstrakte Idee bei den meisten Betrachtern hervorrufen, die wirkliche Herkunft, eben aus dem Labor, sich aber nicht erschließen. Vielleicht ist die Herkunft auch völlig irrelevant, dennoch macht es mir Spaß, damit zu irritieren, denn eine Irritation ist es allemal. Ein Glasbläser würde sich vermutlich sogar fragen, warum das Objekt unfertig ist. Tatsächlich habe ich dieses adaptive Vorgehen, einen Sachverhalt auf einen anderen Kontext zu übertragen, auch bei anderen Arbeiten verwendet. Dabei ging es immer um Produktionsweisen und Verfahren und interessanterweise waren es immer Projekte im Zusammenhang mit Glas. Ich bin schon vor meinem Studium tief in den Werkstoff Glas eingestiegen und kann somit leicht Ideen daraus generieren. Außerdem interessiere ich mich stark für technische Details und Handwerk – die sind in der Glasbearbeitung sehr speziell und einzigartig.

Ihr Ausgangsobjekt, das Sie auch Mutterform nennen, gebiert mit jedem Schnitt verschiedene Variationen von Gefäßen, die wiederum in ihrer Funktion ebenso variabel sind. Was für eine Rolle spielt diese Offenheit und Variabilität für Sie im Produktdesign?

Ehrlich gesagt keine besonders große. Jedes Objekt kann und wird umgenutzt. Da reicht es, wenn es eine Aufgabe hat, die es gut erfüllt. Produkte, die als One-for-all-Lösung angepriesen werden, machen vieles, aber nichts gut. Oft passieren die spannendsten Dinge, wenn Menschen Produkte umdenken und das machen sie ganz ohne Zutun des Entwerfers.

Was bedeutet der Titel »Oi« und in was für einem Zusammenhang steht er für Sie mit Ihrer Produktserie?

Genau genommen ist der Titel der Arbeit »Oi!«, also der Titel in Kombination mit dem Exklamationszeichen. Das Projekt stand ganz am Anfang meiner Studienzeit und war durch seinen straffen Zeitplan genau getaktet; Recherche, Entwurf, Formenbau, Realisierung in der Glashütte. Es gab also keinen Spielraum für Ausbrüche aus diesem Zeitplan, was für einen Studienanfänger mit Stress verbunden sein kann. In der Zeit hatte sich unter einigen Studierenden eingebürgert – vor allem aber bei mir – laut »Oi!« zu rufen, wenn mal wieder etwas nicht funktionierte oder man einfach auf der Stelle trat. Der Name bildet also auch die Zeit ab, in der das Produkt entstand.